

# Die Heimat

Beilage des „Neuen Görlitzer Anzeigers“  
Nr. 34. 1937 25. August

## Karl XII. in Görlitz

Von Gerh. Henschel, Blegnit

1. Fortsetzung

### Die Polenkrona bringt Krieg ins Land und kostet Geld

August der Starke hat am Ende seines bewegten Lebens selbst bekannt, die polnische Krone sei eine Dornenkrone gewesen. Das Land Sachsen und seine Bewohner dürften schon eher zu dieser Erkenntnis gekommen sein, wenn auch solche Erkenntnis aus begreiflichen Gründen nicht laut ausgesprochen werden durfte.

Zunächst kam allerlei östlich anmutender Brunt ins Land. Der Warschauer Hof hielt sich ein Fähnlein Leibtataren, und Angehörige dieser Dekorationsstruppe dürrten die „Janitscharen“ gewesen sein, die am 29. August 1698 durch Görlitz zogen.

Alsdann türmte sich sehr schnell Kriegsgewölk zusammen. Zwar hatte Frankreich die Unterstützung seines Prinzen bald aufgegeben. Dafür war August der Starke in den Bannkreis der russischen Politik geraten. Wiederholte Zusammenkünfte mit Zar Peter I., der damals mit Nachdruck die Erhebung des bisher fernöstlichen Rußland zur europäischen Großmacht betrieb, hatten den sächsischen Polenkönig zu einer Figur im russischen Schachspiel gemacht, und die unleugbare Schwäche von Augusts Position in Polen ließ ihn endlich ganz zum russischen Schützling werden.

Nun starb damals Karl XI. von Schweden. Den nordischen Thron bestieg der noch sehr jugendliche Karl XII. Rußland hielt den Augenblick, Schweden als nordische Großmacht zu vernichten, für gekommen und baute hierbei auf Augusts Hilfe. Der Röder war Livland, das einst unter polnischer Oberhoheit gestanden hatte, dann aber an Schweden gefallen war. August glaubte, sein noch recht schwaches Ansehen bei den Polen zu kräftigen, wenn er ihnen Livland wieder zubräute. Eine Verschwörung gegen Schweden, die auf russischen Antrieb ein livländischer Baron, Baktul, anzettelte, ließ August die Gelegenheit günstig erscheinen. Er fiel in Livland ein und bekannte sich damit offen als Feind der Krone Schweden und als Verbündeter des Zaren. Der schwedische Widerstand war jedoch ungeahnt stark, und der jugendliche Karl XII. entwickelte derart heldische und militärische Fähigkeiten daß die Angreifer sehr schnell aus dem Angriff in die Verteidigung gedrängt wurden. Karls Zorn richtete sich zunächst auf August, in dem er den perfiden Angreifer und Friedensstörer vermutete, und bald standen die schwedischen Heere in Polen. Karl ging aufs Ganze und war von vornherein darauf bedacht, August in Polen zu entthronen und dafür einen ihm genehmen nationalen König einzusetzen, wobei er zum Teil die Geistlichkeit freilich ansechtbares Zugreifen die Sobieski festgenommen und für die schwedischen Pläne untauglich gemacht hatte, fiel Karls Wahl auf den Woiwoden von Posen, Stanislaus Leszczyński, der bald als förmlicher Gegenkönig aufgestellt und von den schwedischen Waffen beschützt wurde.

Das Land Sachsen, das an diesen Dingen nicht das mindeste Interesse haben konnte, wurde durch die polnische Krone seines Kurfürsten in den nordischen Raubkrieg hineingezogen und bekam die Folgen schnell zu spüren.

Die undurchsichtige und gefährliche Politik des Landesherrn kostete zunächst allerhand Geld. Das zeigte sich auf dem außerordentlichen Landtage zu Budissin im September 1700. Da forderten die königlichen Bevollmächtigten von Land und Städten 200 000 Taler, dann auf fünf Jahre jährlich 50 000 Taler Milizgelder, 10 000 Taler für Errichtung einer Kriegsschule und weitere 10 000 Taler für das Defensionswesen. Dazu auf unbestimmte Zeit Verdopplung der Biersteuer. Mit solchen Forderungen war seit undenklichen Zeiten kein Landesherr der Oberlausitz vor die Stände getreten, und das neue Jahrhundert ließ sich vielversprechend an. Die Stände waren auch nicht gesonnen, so ohne weiteres alles zu bewilligen. Sie machten ziemliche Abstriche (wogu sie nach der Landesverfassung berechtigt waren) und genehmigten endlich die verlangten Milizgelder, die Biersteuer und 185 000 Schod. Daß Augusts Geldbedarf damit noch nicht gedeckt war, beweist eine Anleihe über 150 000 Taler, die bei der Stadt Bittau aufgenommen wurde, und zwei Görlitzer Darlehen von 1701 und 1702 in Höhe von insgesamt 63 000 Meißnischen Gulden.

(Man sah in Görlitz geldlich so in der Klemme, daß man bereits an Verpfändung von Stadtbefestigung dachte.) Auch die Klöster mußten dran glauben. Als Marienthal und Marienstern zögerten, 30 000 Taler aufzubringen, wurden sie kurzerhand mit Zwangsverwaltung bedroht. Man muß den königlichen Geldforderungen mindestens nachrühmen, daß sie unparteiisch jeden trafen, der zahlen konnte.

Trotzdem stand Augusts Sache schlecht, und der König hätte mit seinem schwedischen Gegner gern Frieden geschlossen. Karl ließ sich aber auf nichts ein. Der grundverschiedene Charakter der beiden Herrscher geht aus folgender Begebenheit hervor: August schloß von sich auf andere und sandte seine berühmte Favoritin, die Gräfin Königsmarck, ins schwedische Lager, um Karl XII. durch weibliche Reize zu bestechen. Der Schwedenkönig indes grüßte kurz und höflich, drehte sich dann um und ließ die Unterhändlerin Augusts des Starken stehen. Darauf versuchte es August mit seinem getreuen Bisthum. Aber unglücklicherweise geschah die Entsendung so übereilt, daß man nicht erst das *Salvum conductum* (das freie Geleit) abgewartet hatte. Bisthum wurde daher bei seinem Eintreffen im schwedischen Lager kurzerhand verhaftet, und auch diese Mission endete mit einem Mißerfolge. Der Krieg nahm also seinen Fortgang und brachte im Juni 1702 den Sachsen die schwere Niederlage von Klissow im südlichen Polen, worauf August Kratau verlor.

### Der gnädige Landesherr verlangt Unerhörtes: die „General-Konsumtion-Abgabe“

Diese Nachrichten vom noch fernen Kriegsschauplatz regten indes unsere Oberlausitz nicht entfernt so auf wie der „extraordinäre“ Landtag, der auf königliches Geheiß am 30. Januar 1704 zu Bautzen gehalten wurde.

Er brachte Ungeheuerliches. Zwar die geforderten 700 Rekruten hätte man zur Not schon noch aufgebracht, obwohl die Kriegsbegeisterung im Lande eine sehr geringe war. Man hätte einfach unter dem „unmüßigen Volk“ etwas aufgeräumt. Größeren Bedenken begegneten bereits die geplanten Kasernenbauten. Sie wurden abgelehnt, und so blieb das Militär in der Oberlausitz noch auf lange Zeit hinaus in Bürgerquartieren. Sodann wünschte der Landesherr eine „Kapitation“ (Kopfsteuer), stieß aber auch damit auf solchen Widerstand, daß er den Antrag zurückzog. Die größte Überraschung jedoch war die Forderung auf Einführung einer Verbrauchssteuer zur Bestreitung der landesherrlichen „Revenüen“ (Krieg in Polen plus kostspielige Hofhaltung!). Diese Verbrauchssteuer war nichts anderes als die vielgenannte und vielbeschimpfte „General-Konsumtions-Abgabe“, die an den Stadttoren von allen zur Einfuhr gelangenden Verbrauchsgegenständen erhoben werden sollte.

Dieses königliche Vorhaben erschien den Zeitgenossen geradezu niederschmetternd. Die Verbraucher befürchteten mit Recht allgemeine Verteuerung ihrer meist durchaus nicht üppigen Lebenshaltung. Die Erzeuger entsetzten sich vor den bürokratischen Umständlichkeiten und Belästigungen an den Toren. Die Ratskollegien hatten darüber hinaus noch andere Sorgen. Die Abgabe war ein völlig landesherrliches Organ mit Beamten, die nicht Land und Städten, sondern unmittelbar der Landesregierung in Dresden unterstellt waren. Die Abgabe erschien also als Einbruch des fürstlichen Absolutismus in die privilegierte städtische und ständische Freiheit. So wurde sie auch aufgefaßt, und die Stände sträubten sich mit Händen und Füßen. Umfangreiche Gutachten wurden ausgearbeitet, die 1695 beim Übergang an Sachsen ausdrücklich feierlich bestätigte Landesverfassung mit dem *jus subcollectandi* (d. h. Steuern durften in der Oberlausitz nur durch ständische, aber nicht durch landesherrliche Beamte eingezogen werden) wurde zitiert, eine katastrophale Verschlechterung der Wirtschaftslage und Abwanderung der Gewerbetreibenden wieder vorhergesagt, und tatsächlich wich der Landesherr angesichts eines derartigen Widerstandes zunächst zurück.

Doch nur, um im nächsten Jahre, auf dem Bartholomäuslandtage von 1705, mit seinen Forderungen wieder zu erscheinen.

Denn der einmal gefasste Absegebande war, vom Hofe aus gesehen, zu wertvoll, als daß man so schnell darauf verzichtet hätte. Gewann man doch durch die Absege königlicherseits laufende, höchst ansehnliche Einnahmen und konnte man doch durch eigene Beamte das Treiben der rathäuslichen Kollegien etwas genauer beobachten! Die Stände beharrten aber in ihrem Widerstande. Ja, sie verantraten sich derart in ihr „altes gutes Recht“, daß sie den günstigen Moment übersahen, da August, des ewigen Widerstandes müde, nicht abgeneigt gewesen schien, seine Absege durch ein stattliches „Donativ“ ablösen zu lassen. Die Stände verweigerten in diesem Punkte alles. Die Folge war, daß August der Starke seine Autokratennatur herauskehrte und die Absege ohne ständische Bewilligung kraft seiner landesherrlichen Macht einführte, was rechtlich allerdings auf einen Verfassungsbruch

hinauslief. In Görlitz geschah die Einführung der Absege am 14. September 1705.

Da außerdem die ebenfalls geforderte Kopfsteuer für die Oberlausitz mit 150 000 Taler abgelöst wurde, auch bedeutende Magazinslieferungen zu erfüllen waren, so kann man sich von der Stimmung in Stadt und Land allmählich einen Begriff machen, zumal die kriegerischen Zeitläufte sich für Sachsen immer ungünstiger gestalteten. Am 29. Oktober 1704 war übrigens — etwas verspätet — die Sulidigung an den bereits seit zehn Jahren regierenden Landesherrn erfolgt. Die Feier verlief ziemlich schlicht. In Görlitz hatte man das Rathaus und das Salzhaus zu diesem Zwecke hergerichtet, und der regierende Bürgermeister Knorr v. Rosenroth nahm Bürgern und Jünften das Treuegelöbniß ab. (Fortsetzung folgt)

## Zwischen den Toren Ein Roman der Stadt Görlitz aus der Zeit des Vönsalles

Von Erich Borbs

Vant Ankündigung im Anzeigenteil in Buchform (148 S., Halbleinen gebunden, 2,50 RM.) in jeder Buchhandlung und beim Verlage Hoffmann & Reiber in Görlitz erhältlich

18. Fortsetzung

11.

Sie wälzten sich auf dem faulen Stroh hin und her. Kaum fiel einer in traumschweren Schlaf, so weckte ihn der schreckhafte Aufschrei eines andern. Die Luft war voll von Gestank. Seit Tagen hatten die Knechte vor der verriegelten Tür strengsten Befehl, die Töpfe mit dem Urat der Gefangenen nicht mehr zu entfernen.

Rot schien der Mond durch eine winzige Bude in das Gewölbe, in dem sie seit Tagen lagen, eng nebeneinander die stolzen Herren vom Rat und die einfachen verachteten Männer vom Handwerk. Höhnisch rückte sein Schein auf der kalten Wand weiter.

Nidel Breuer, der die ganze Nacht wieder einmal kein Auge zugetan, folgte ihm. In sein Gesicht kam dabei von Stunde zu Stunde ein Folterinstrument nach dem andern, grauenhafte Dinge, die man über ihren Köpfen angebracht hatte, um sie jeden Augenblick daran zu erinnern, daß man ihren Gehorsam erzwingen könnte, wenn es ihnen etwa einfallen sollte, die Bedingungen des Königs nicht anzunehmen.

Nidel Breuer seufzte. Neben ihm schrie Hans Poppel, der Bäcker, im Schlafe auf. Sicher hatte er im Traume wieder das Bild seiner alten Mutter vor sich, wie sie Kaspar Tille, der Stadtdiener, mit ihrem Krüdstock aus der Menge zerrte. War es nicht schon genug, daß es ihn am Tage quälte? Mußte es ihm auch noch nachts die Ruhe nehmen?

Es war ein Elend mit ihnen allen. Was waren sie denn noch für Menschen? Schatten, die in der immer lichtloser werdenden Nacht ihres Leides verblassten.

Nein, er hielt es nicht mehr länger auf diesem Lager aus. Stöhnend sprang er auf und begann in dem dumpfen Gewölbe hin und her zu wandern. Hatte er darum ein Kind allein gelassen in seinem Ringen um dieses armselige Leben? War er darum von ihm fortgezogen, anstatt ihm die Schmerzen wegzustreicheln?

Verfluchte Tüde, sie zur Verantwortung hierherzubefehlen und sich dann auf keinen noch so dürftigen Disput einzulassen, sondern sie wie Verbrecher ins Gefängnis zu werfen!

Wieder einmal wie so oft schon in diesen elenden Tagen kam die Wut blindlings über ihn. Er stürzte zur eisernen Tür des Gewölbes, pochte mit den Fäusten dagegen, als könne er sie alle dadurch von ihrem Lose befreien.

Aber spöttisch antwortete nur die Stimme eines der vor der verschlossenen Tür die Wache haltenden Stedentknechte. Ob sich die Herren schon in so früher Morgenstunde entschlossen hätten, zu unterschreiben, und ob sie's denn gar so eilig hätten? Wenn es ihnen möglich wäre, möchten sie doch bis zum Morgen warten.

Nidel Breuer fluchte. Er war wieder zu sich gekommen. Die ganze Hoffnungslosigkeit ihrer Lage grinsie ihn an. Müde sank er wieder auf das faule, stinkende Stroh. Einer schimpfte schlaftrunken über den Därm. Nein, er wollte den andern nicht noch das bißchen Ruhe nehmen, in das sie sich aus dieser kümmerlichen Welt flüchten konnten. Er würde sich bis zum Morgen nicht mehr bewegen.

Starr lag er da, vor sich die Stube dabeim mit dem Bild auf den Fluß und die Felle, die davor zum Trocknen hingen. Trauerweiden klopfen im Winde, der über die Stadtmauer wehte, an das kleine Fenster, und jedesmal schreckte das Kind im Bette zusammen, und die mageren Hände fuhren in die Luft, als suchten sie nach ihm. So oft er auch die Gedanken anderwärts lenken mochte, immer kam das Bild wieder. Es ließ nicht von ihm. Und wieder begann das Blut in ihm wilder zu kreisen.

Zum Teufel, was lag er denn hier? Wollte er denn das Kind noch länger warten lassen? Was hatte das für einen Sinn, daß er hier auf dem faulen Stroh verlam? Sie würden ja doch unter-

schreiben, und wenn sich die Herren vom Rat des Scheines wegen noch so sehr dagegen sträubten. Ernst war es doch keinem von ihnen mit dem Glauben, der König würde noch auf ein paar der härtesten Forderungen verzichten. Zu lustern hatte ihn der Kosti auf die Macht der Städte gemacht, und zu gut war ihm alles hier mit seiner eigenen rebellischen Stadt gelungen.

Ja, zum Teufel also, warum ritten sie nicht heim?

Wieder trieb es ihn zur Tür des Gewölbes, denen da draußen zuzuschreien: „Laßt mich heraus, peitscht mich, peinigt mich! Aber laßt mich heim! Ein Kind wartet auf mich!“

Mit den Händen aber kratzte er sich ins Stroh. Ruhlos war ja alles Bitten und Flehen. Was ging diese Knechte da draußen das Leben an! Ihre Pflicht hatten sie zu tun, nichts anderes. Hier drinnen aber lagen Brüder neben ihm, die er nicht noch einmal in dieser endlos langen Nacht aus ihrem armseligen Schlafe schrecken durfte.

Wieder dehnten sich die Stunden. Er lag auf dem Stroh ausgestreckt, die Hände zerblutet, wie einer, den man ans Kreuz geschlagen.

Endlich verblassten die Bilder vor seinen müden Augen. Er fiel in einen Schlaf, der mehr eine dumpfe Betäubung war . . .

Als er erwachte, war heller Morgen. Die Plätze neben ihm waren leer. Alle hatten sich schon von ihrem Lager erhoben. In der Tür stand Ulrich von Kosti, der Landeshauptmann der Oberlausitz, er, dem sie es vor allem verdankten, daß sie hier lagen. Hinter ihm waren die Stedentknechte bereit, jeden niederzuschlagen, der es wagen sollte, widerspöttlich zu werden.

Nidel Breuer erhob sich vom Lager. Mit schmerzenden Gliedern trat er neben die andern Gefangenen, die mit geballten Fäusten den Verhafteten musterten. Eben sprach es Petrus Scorler aus, was sie alle dachten.

„Wer war es denn, Herr Kosti, der uns den wohlweisen Rat gab, wir möchten uns auf Gnad oder Ungnad ergeben? Wer meinte denn, der König würde dann milder gegen uns gesinnt sein? Wäre es nun nicht an Euch, uns diese Milde zu zeigen, anstatt das Schlimmste von uns zu verlangen, das Bürgern einer Stadt geschehen kann?“

Der von Kosti stich sich höhnisch lachend den zierlichen schwarzen Spitzbart. Schadenfreude glänzte in den böse funkelnden Augen.

„Ei, ei, Petrus Scorler, seit wann kennen denn die Herren vom Görlitzer Rat nicht mehr das Sprüchlein, daß, wer die Macht hat, auch das Recht hat, sie zu gebrauchen? Wohl vertraut war es ihnen ja früher. Oder erinnert man sich nicht mehr daran, wie die Görlitzer so manchen Edelmann freventlich abgeurteilt, gegen alles Recht, nur weil sie die Macht besaßen? Denkt man nicht mehr daran, wie sie einst den Nidel zu Berzdorf gar gehängt und allem Adel recht zum Trost ihn im roten Edelmannsrock am Galgen verkommen ließen? Und wissen die hohen vielen Herren vom Rate gar nichts mehr davon, wie sie sogar mit den Handwerkern ihrer eigenen löblichen Stadt verfuhrten, als die einmal zu sehr in ihre Gewalt kamen? Haben sie damals auch voller Mitleid darauf verzichtet, ihre Macht zu gebrauchen?“

Ulrich von Kosti lachte vor sich hin. Mit dem Degen wies er auf die Folterinstrumente an der Wand.

„Dort ist das letzte Wort Ferdinands, meine ehrenfesten und wohlweisen Herren vom Rat. Überlegt es euch, ob ihr nicht vorher eure Unterschrift geben wollt.“

Der greise Johannes Kommerstadt trat vor, die Fäuste geballt. Sein weißes Haupt zitterte.

„Wie, Herr Kosti, Ihr wagt es, uns, dem Rat, mit der Folter zu drohen?“ (Fortsetzung folgt)

## Volkstumsarbeit — müßige Arbeit? (Schluß)

Wichtig aber ist, daß das Volkstum besonders in den Familien, in den Keimzellen des Volkes, neu belebt wird, und daß hier die schöpferischen Kräfte zu neuem Tun angeregt werden. Jede Familie ist und bleibt der eigentliche Kern des Volkes und so auch des Volkstums. Stirbt die Keimkraft dieses Kerns, dann stirbt das Volk und das Volkstum.

Hier gilt es anzusehen, und schier unübersehbar ist die Arbeit.

Blicken wir in die Vergangenheit zurück und vergleichen wir das Volkstum der Familien von einst und jetzt, dann müssen wir eine entsetzliche Verarmung feststellen. War nicht früher in der Bauernstube alles lebenswert, wenn nicht schön, und schien nicht jeder Gegenstand aus der bäuerlichen Welt heraus geboren zu sein? Eins fügte sich zum andern: die Menschen zu den Dingen, die Dinge in die Räume und Zeiten. Alles war zu einer Einheit verwachsen und eine ganze Welt.

Wie sieht es dagegen heute in der „guten Stube“ aus? Wo sind die schönen Stühle, die Bänke und Laden hin? Vielleicht findest du sie noch auf dem Oberboden oder gar draußen im Garten bei der Hintertür, zerbrochen und beschmutzt. In den „Zimmern“ machen sich dafür die schönen „Möbel“ aus der Stadt breit, prägen mit ihren Formen und Farben und triumphieren über alles Einfältige und Bescheidene, was etwa noch aus der alten Zeit stammt; oder aber sie sehen einen tot an, geistlos, ohne Beziehung zur Umwelt, zu den Benutzern und zum Raum.

Dort lebt auch das Lied nicht mehr, dort erzählt niemand die Sagen und Märchen aus Großmutter's Zeiten. Das Radio wird eingeschaltet, und Jazzmusik vom Straßburger Sender oder irgendwoher zerreiht die Ruhe des Raumes und der Zeit und der Menschenseelen.

Kann man hier helfen?

Man müßte die Ursachen des Verfalls kennen. Eins ist sicher: Der Liberalismus brach in die Familie ein, lockerte und löste die alten Bande der Gemeinschaft und zerstörte alle Liebe zum Althergebrachten, die Liebe zu den Menschen wie zu den Dingen. Der Mensch genügte sich und genoß sich selbst. Und ein Zweiter tritt hervor: Die Industrie schuf billige Massenwaren, der Mensch verlor den Blick für das Echte und Schöne und fand in dem einsehenden harten Lebenskampf keine Zeit mehr zur beglückenden Handarbeit, zum Schmücken, Singen und Erzählen. Zeitungen, Bücher, Film und Radio beschäftigten ihn so ausschließlich, daß er nur noch zum Lesen, Hören und Sehen, nicht aber mehr zu eigenem Schaffen aus sich heraus kommt.

Wir sehen und hören zu viel und tun zu wenig.

Alles Volkstum aber entsteht durch Tun.

Beim Tun also muß die Erziehung ansetzen, die in jedem Menschen schlummernden volkstumbbildenden Kräfte müssen wieder zu ihrem Recht kommen. Dann wird der Mensch wieder Wohlgefallen an seinem eigenen Werke finden, er wird sich seiner Kräfte bewußt und erlebt sich selbst wieder in ungeahnter Tiefe.

Beim Kinde können wir dieses Erleben noch feststellen, ungestört und unverletzt wird es mit jedem Kinde neu geboren, und die Schule vernachlässigt es nicht, diese Kräfte zu fördern und auszubilden.

Aber auch der Erwachsene muß zum Selbsttum zurückgeführt werden. So müßte jedes Mädchen in die Ehe einen Schatz von Kinderliedchen mitbringen. Je mehr die junge Mutter fänge, um so weniger würde ihr Kind schreien; und das Kind hörte nicht nur den Wohlklang des mütterlichen Gesanges, es würde auch den Rhythmus der mütterlichen Seele, „die ganze Tiefe des Gemüts“, in sein Wesen aufnehmen. Das Schwingen der Mutterseele würde nie mehr in ihm zur Ruhe kommen und damit das Schwingen der Volksseele.

Das ist nur ein Beispiel. Ähnlich verhält es sich mit allen Gebieten des Volkstums: Die Frau hat ihren Trieb zur Handarbeit noch nicht verloren, sie müßte nur mehr aus sich heraus gestalten und erfinden; die Sippegeschichte würde einen reichen Schatz an Erzählgut schaffen, und ein neugeschaffenes Brauchtum in der Familie böte eine gute Grundlage für eine religiöse Erneuerung.

Aber nur eigenes Tun oder Mithun am Werke der Gemeinschaft bringt neues Volkstum hervor, schafft einen neuen Reichtum, der die gesamte Volkskultur belebt und kräftigt.

In den Tiefen der deutschen Seele liegt kostbares Gold verborgen, jeder hat teil daran, in jedem einzelnen ruht der Reichtum, den es zu heben gilt.

Und diese Aufgabe hat sich die Volkstumsarbeit gestellt, wahrlich nicht die geringste; denn sie will die Grundlage der gesamten Kultur des deutschen Volkes ausbauen, verbreitern und vertiefen. Es ist Siedlungsarbeit zu leisten, das Bauerntum in unseren Seelen, der rechte, gesunde Schöpfergeist soll den Boden zu neuem, deutschem Kulturleben bereiten. Ja.

## Ein denkwürdiges Dokument für Görlitz von 1639

Mitgeteilt von Alfred Flemming, Venig

In der letzten Hälfte des Jahres 1639 befanden sich schwedische Truppen unter dem Kommando des Majors Bod in und um Görlitz. Den Kriegssitten jener Tage entsprechend, benahmen sich die Schweden sehr roh, ließen sich die verschiedensten Ausschweifungen zuschulden kommen, so daß endlich die geknechtete Bürgerschaft den letzten Versuch machte, sich beim schwedischen Feldmarschall Banér schriftlich zu beschweren. Nunmehr erging von Banér an den kommandierenden Major in Görlitz ein schriftlicher Befehl, der als sprechendes Beispiel militärischer Verböhrtheit an dieser Stelle im Wortlaut folgen mag. Da er heute unbekannt ist, dürfte er besonders interessieren. Er lautet:

Monseigneur le Major Bod a Görlitz. Ich vernehme mit nicht geringer Verwunderung vndt gemüthsbewegung von solchen Leuten, behnen Ich genugsame wahrheit beynehme, Daß Ihr euch einer solchen leichtfertigkeit vndt tyrannischen probeduren vnternehmet, darüber das ganze Landt, Adel vndt vnadel über euren Crubeltäten vndt beängstigungen seuffzen vndt Clagen muß, In dem Ihr die Landes Eltesten, auch andere von Adel, Burgermeister, Rathsverwandte, Ehrliche burger, vndt männlichen mit lauter injurien, Ehrenschimpffungen, erschredlichen teufflischen geberden, betreibungen mit Brüegeln vndt fußtretten, so Barbarisch tractiret, daß auch ein ieglich redtlich gemütht, dafür ein abscheu traget, euch auch insonderheit mitt der Königlich Schwedischen Cammer Ordnung nicht befriedigen lasset, sondern ein vnerschwengliches tractament, durch ewer insolention außzupressen vermeinet, mitt vorgeben, daß alle die Einwohner vndt Contribuanten, eure Sklaven, hunde vndt leibeigene wehren, mitt behnen Ihr eigener beliebung vndt leichtfertigen Ehr vergessenen willen ombzugehen macht hettet. Als wil ich euch hiermit zur warnung angebeutet, vndt zum aller ernstlichen anbesohlen haben, Ihr wollet die Leuthe, welche ich in meinen schutz genommen, darzu Cristen vndt Religionsverwandten sein, nicht wie vnvernünfftige Thiere vndt Hunde tractiren,

einen Jeden nach seinen Stande halten vndt mit bescheidenheit gegen sie verfahren, vndt euch als ein Officirer erinnern, daß mit euren gottlosen Handlungen, Ihr keine ehrliche dienste verrichtet, sondern die Herren dienste wohl auf eine andere manier, vndt wie einen ehlichen Officirer zustabet, beobachten könnet, wie Ihr dan auch noch den von Herrn Generalkriegscommissario vorgeschriebenen Cammer Ordre euch reguliren, keinen heller zum profit darüber fordern, noch andere zu präntendiren zu lassen, daß Landt ohne entgelt, vndt sonderlich Salva guardien keine Schabung am Gelde einfodern, sie mit Essen vndt Trinken zufriednen sein lassen, vndt sie gleichwohl in schutz nehmen, vndt euch in allen der Gebühr bezeugen sollet.

In wiedrigen aber, habet ihr euch gewiß zu versehen, daß Ich euch euren verdienst nach, als einen so groben übelthäter in vier stüde zerschneiden, vndt anderen zum Exempel an gehörigen Orhrt anheften lassen werde, weil euch die recrut gelder richtig bezahlet, so solt Ihr vndt der Obrist Leutenambt bedacht sein, daß das Regiment euch nicht darzu gegeben, euren heuttel darbei zu füllen, euren bösen Willen zu prosequieren vndt euren unverantwortlichen eigennutz darbei zu stiftenn, sondern ich werde kurze Examination halten, das Regiment complet wissen wollen, vndt euch bergestalt zur rede vndt antwortt ziehen, daß gewiß bei befundener vnrichtigkeit Ihr vndt leben zigleich auffliegen wirdt, Wonach ihr euch zu achten, sowohl von allen Rechnung thun, vndt was mir wegen des Regiments gebühret, darumb ihr euch bisher wenig bekümmert, außzugeben bedenden sollet. Datum Leutenmeritz den 5. Decembris Anno 1639. Johan Baner.

Das waren mannhafte Worte eines Feldmarschalls. Und diesem Briefe ist es nicht zuletzt zu danken, daß die Schweden etwas ruhiger wurden und die Bewohnerschaft von Görlitz wie in den umliegenden Ortschaften anständiger behandelten.

Portal der Kreuzkirche in Bittau



Der Abend des Bauern

Der Bauer tat die lange Mahd. Sie sitzen an des Tisches Rund  
 Nun geht er müder Schritte bei einem lergen Mahle  
 zu der Kastanie Schattenrad, und löffeln schweigend in den  
 da liegt die niedere Hütte. Mund  
 die Suppe aus der Schale.

Sein Weib hält schon das Mahl bereit.  
 Die Kinder murmeln leise ein letztes Wort. — Dann kommt die Zeit,  
 da beten sie im Kreise.

Das ist des Abends kurze Ruh.  
 Das Vieh wird noch versehen.  
 Dann fallen alle Tore zu.  
 Der Tag will schlafen gehen.

Alexander Sydow

De Gerichtsverhandlung

Also, oam Freitag woar der grusse Tag, äbenst dar, oa dam ich zum Schiedsmoanne kumma sullte oder, wie Herr Briezelt soate, oa dam ich „vor die Schranken des Gerichts gefordert“ wurn woar. Herr Briezelt hot sich ei der ganza Sache überhaupt siehr gemeene benumma! Vo Beistandleista, wie's vo rechtswega senne Pflicht gewast war, keene Dahnung, nee, bluf immer ei der Sache rimstochern an mich ängsta, doaf hot ar aus'm Effeß besurgt, denn ihr Leute, wennglei mei Gewissa ganz reene woar, do is's doch keene Kleeniglet nee, 's irschtemol vur'm Gerichte zu stiehn an wumeglich schwörn zu missa. Briezelt hotte mer jedenfolls dan Gerichtstag ei oller schwärzesta Forba ausgemolt. Uwing wuhler würd' mer ja, wie's zutage loam, doaf ich nee uff's ganz richtige Gerichte, nee bluf zum Schiedsmoanne geloada woar. Daber wenn au, siehr ruhig woar ich trohdem nee. An nu de Ruppfern, de Biegaquärgeln!! De ganze Zeit über hot se sich under oller Kanone benumma! Ich woar bale nimma mächtig, amol hinger nous zu giehn, se brauchte bluf an Schürzazippel vo mer zu sahn, do ging's glei lus mit singa an pfeisa an mit hienscha Redensoarta, an ich hoa mich od asu bezwinga



Kennt ihr die Natur der Heimat?

Wanderheuschrecken sind eigentlich im Orient heimisch, aber es ist früher öfters vorgekommen, daß solche Schwärme Schlesien besucht haben. Wahrscheinlich handelte es sich hierbei um Nachkommen von Tieren, die bereits weit nach Norden vorgestoßen waren. Ein Beobachter aus Falkenberg O.S. berichtet von dem Zuge im Jahre 1748: „Diesen Augenblick sehe ich etwas, so mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen ist. Es sind die aus Polen kommenden Heuschrecken. Ich hätte mir so etwas Furchterliches nimmermehr vorstellen können. Heute ist ein ganz heiterer Tag. Ehe man es sich versah, entstand ein schrecklicher Dampf, als wenn sich der Wald über eine Meile weit im Feuer befände. Dies geschah in der zwölften Stunde zu Mittage. Mit dem Dampf ist ein fürchterliches Säusen der Luft, die als von einem Sturm bewegt wird, verbunden. Die Sonne war verfinstert, daß man kaum zehn Schritt vor sich sehen konnte. Unzählige Millionen Heuschrecken machten den Zug. Man kann sich die Luft niemals so voller Schneeflocken vorstellen, als sie hier voll von diesen Kreaturen ist. Ihr Zug gehet dabei ordentlich, daß sie fast alle nach einer Gegend fliegen. Die sich hier niederließen, haben alles Getreide, bis auf den Stiel, in einem Augenblick weggefressen.“ J. E.

Die Heimat erzählt von alten Zeiten

Die erste Schwalbe. Wenn man sie im Frühjahr sieht, dann soll man sich geschwind auf den Rücken legen, dann hat man das ganze Jahr — keine Rückenschmerzen!

Wer den ersten Frosch nicht im Trodenen, sondern im Wasser erblickt, der hat angeblich kein Glück zu erwarten.

Schlesischer Spruch. „Der erschte Bauer im Zuge, de erschte Schwoalbe eim Fluge, de erschte Baachstelze eim Oriena, der erschte Frosch eim Troiga (Trodenen) soll a gutt Joahr bezeuga!“

„Das Bockstürzen“, noch bis Ende des 18. Jahrhunderts in Rosel üblich (auch anderswo vielleicht?), wurde als „Volkshelustigung“ ganz absonderlicher Art am Tage vor Jakobus (24. Juli) durchgeführt. Die Ältesten der Fleischerzunft führten einen schön gepulsten Biegenbock durch die Gassen und dann auf einen Turm. Dort oben schob man das ohnehin schon gängstigte Tier zu der Turmluke, um seine Angst zu vergrößern, und stürzte es in die Tiefe. „Wenn der Bock noch nicht tot war, dann wurde er erstochen.“ Sein Blut galt als Heilmittel. — Und das ganze „verluftierte“ die Volksmenge!!

In der Fastenzeit ließen sich einstmals die Landmädels nicht gern in Liebeleien ein, denn „die Freier, die in der Faste kommen, werden madig“, das heißt, es kommt zu keiner Heirat.

Mitshlesische Lebensregeln

Januar: „Warme Speisen sollst du essen, warmes Trankes nicht vergessen. Süße Speisen und süßen Trank sollst du haben dich und lang.“ — Februar: „Vor kalter Kost hüte dich wohl; des Abends fülle dich nicht voll. Die kalte Kost, die bringt dir Gicht; die Fülle macht dein Auge zunicht!“ — April: „Unstete ist das Wetter und die Zeit, darum das Uderlassen meid'!“

missa, doaf ich'r nee woas über a Jaun schmeißa toat. — De Seidelschustern hot sich au de ganza verz Tage nee siehr sahn loon, wuse fuste egol bei mer quetscha titt an Mauloffa fehl hält. Wie ich se froate, warum se goar nee kumma tät, meent se; „Tschentschern“, meent se, „nimm's od nee ungittig, oaber ich trau d'r nee, du läßt verlechthe duch amol a Wurt oder fuste woas über a Jaun fliega an do mecht ich noch zuguderlechthe an Zeuga oabgahn, an doas mach ich nee, denn dir mecht ich nee zu noahnde trata, oaber folsch schwörn au nee, lieber ging ich ei's Woasser!“ — „Do gehirschte nei“, soat ich, „denn fer an Goans hoa ich dich schunt mondmol gehal'n. Daber ich war mersch merla, vo dir an au vum Briezelte, ihr seit einander wart, ihr zwee, oa euch hot mer an Stibe, doas is' wuhr. Außerdam find ich's groadezu mescheulich, doaf ihr zwee beede euch über mich lustig macha titt oder denkste, ich hätt's nee gefahn, wie Briezelt an du burgastern im a Omd rim oa de'm Goartatierla gestanda an immer ei euch nei gegodert an derbeine uff meine Fenster gefahn hott? Daber wie gefoat, ich marsch euch bei Gelanheet eitränka. Fer Briezelten hoa ich schunt woas ei Bereitschoft, an fer dich werd sich au woas finda!“ — Nee, ihr Leute, nu hoa ich mich bei der Burrede asu lange uffgehal'n, an bien zu der egentlichen Gerichtsverhandlung noch goar nee gekumma! Nee, da verpuchte Plokmangel ei euerm Dazeiger!! Na, 's nächste Mol!

's grißt euch de Tschentschern

Verantwortlich: Paul Dende, Gdrlb